№ 221. Zweites Blatt.

Mittwoch, 21. September.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.

Expeditions-Stellen:
W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 46

Redaktion:
W., Lützowstraße 105.

Chef-Redakteur: Karl Bollrath in Berlin.
Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Cuien in Berlin.

Druck und Verlag der „Volks-Zeitung". Aktien-Gesellschaft Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustrirtes Sonntagsblatt.

Berlin.
1892. — 40. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mark — Pf.
Monatlich „ „ 1 „ 35 „
Wöchentlich „ „ — „ 35 „
Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3,25 Mk., Monat 1,10 Mk., Woche 30 Pf.

Bei allen Postanstalten:
in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4,50 Mark, zweimonatlich 3 Mark, dritte Monat 1,50 Mark
Einzelne Nummer 10 Pfennig.

Insertionsgebühr:
Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Berlin, den 20. September 1892.

Wie das reiche Hamburg die Cholera-Aerzte belohnt, das verdient als interessanter Beitrag zur Geschichte der jüngsten hamburger Epidemie für Mit- und Nachwelt gebucht zu werden. Einer der Betheiligten schildert die Verhältnisse in der „Hallischen Zeitung" wie folgt:

Am vorigen Sonnabend trat einer der nach Hamburg gekommenen jungen Mediziner, welcher als Hilfsarzt an allgemeinen alten Krankenhause wirkte, als er nach mehrtägiger Krankheit genesen war, an den Oberarzt mit der Bitte heran, ihm die Abreise zu gestatten. Die Gewährung dieser Bitte wurde in Aussicht gestellt, zugleich erfolgte seitens des Oberarztes die Abrechnung für das außer den Reisespesen zu zahlende Honorar mit — 3 M. 30 Pf.!!! für jeden Tag, während bei der Berufung ein, wie uns von anderer Seite mitgeteilt wird und eigentlich auch selbstverständlich erscheint, wesentlich höherer Betrag — man sagt 25 M. — außer Kost und Wohnung in Aussicht gestellt worden war, welche letztere überdies wahrhaftig bei dem Fehlen fast jeglicher ausreichenden Ruhepause kaum in Betracht gezogen werden können. Auf den Hinweis des so Behandelten, daß ein so niedriger Honorarsatz zu den sonst für ärztliche Bemühungen üblichen Entschädigungen in keinem Verhältniß stehe, erfolgte die Antwort, daß nach der vom Senat erfolgten Anweisung eben nicht mehr gezahlt werde. Der Betreffende lehnte darauf sofort die Annahme dieses Honorars ab, was auch seitens der übrigen im alten allgemeiner Krankenhause thätigen auswärtigen Mediziner geschah, die zugleich als Ausfluß ihrer Gefühle über den Undank, der ihnen für ihre Aufopferung zu Teil werden sollte, eine Beschwerde an das Kollegium des Krankenhauses richteten, in welcher sie das ihnen gemachte Honorarangebot als geradezu beleidigend bezeichneten und zurückwiesen. Die Antwort, welche auf diese Eingabe umgehend von dem gerade zu einer Sitzung vereinigten Kollegium des Krankenhauses erfolgte, ist geradezu verblüffend; in derselben wurden nämlich die Beschwerdeführer, ohne daß ihnen auch nur ein Wort des Dankes ausgesprochen wurde, angewiesen, das Krankenhaus am Sonntag Vormittag ungesäumt zu verlassen; ihre Kompetenzen seien für sie angewiesen. Sämmtliche Betheiligte haben jedoch die Annahme des Honorars, die Mehrzahl auch diejenige der Reisespesen, abgelehnt.

Es erübrigt sich, zur besseren Charakteristik dieser Skandalosa noch irgend ein Wort hinzuzufügen. Vielleicht interessirt es aber unsere Leser, zu erfahren, daß sich die neun juristischen Senatoren der reichen Hafen- und Handelsstadt Hamburg ihre, wie man dies erst jetzt mit Händen greifen kann, so überaus segensvolle Tätigkeit „nur" mit je 25 000 M. bezahlen lassen, was auf den Arbeitstag, deren 300 pro Jahr gerechnet, mehr als 80 Mark ausmacht. Welcher Art aber die Tätigkeit der mit 3 Mark 30 Pf. abgefundenen Cholera-Aerzte ist, das geht für den, der es sich noch nicht denken kann, aus nachstehenden Angaben eines der aus Halle nach Hamburg gegangenen Aerzte hervor:

Vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht hieß es auf dem Posten sein, immer der Gefahr ausgesetzt, durch die Beziehung mit den Kranken selbst der Seuche zum Opfer zu fallen; selbst zu den Mahlzeiten bot sich kaum Zeit, bei der Menge der immer aufs Neue dem alten allgemeinen Krankenhause zugeführten Kranken. Was Wunder, wenn die Anstrengungen dieser aufregungsreichen Arbeit, dann und wann sogar den Kräften der immer hilfsbereiten Aerzte zu viel wurden und einzelne wegen Erschöpfung und choleraartiger Erscheinungen ihre Tätigkeit zeitweise aussetzen mußten! Haben doch auch in dieser Zeit in Hamburg einzelne der auswärtigen Aerzte ihre Aufopferung und Menschenliebe mit dem Tode bezahlen müssen. So unterlag auch einer der von Halle abgegangenen praktischen Aerzte, der vielen Hallensern aus seiner Studienzeit in Halle a. S. wie seiner Tätigkeit als Arzt in Oberröblingen bekannte Dr. Gustav Eckert, der tückischen Krankheit, tief betrauert von einer liebenden Braut, die er in wenigen Wochen heimzuführen gedachte.

Zwar nicht so hoch wie ein hamburgischer Senator, aber doch immerhin mit 10 bis 15 Mark pro Tag werden die Krankenträger bezahlt, weil sonst das Angebot an die Nachfrage nicht heranreichen würde. Aber für die Aerzte werden 3 Mark 30 Pfg. „angewiesen" und wenn sie davon nicht hochbeglückt sind, so fliegen sie aus der Stätte ihrer humanen Wirksamkeit hinaus. Wahrlich, wo immer in der Welt Aehnliches passiren sollte, wird man von nun an sagen: echt hamburgisch!

Offiziös wird der Gedankengang der vom **Reichskanzler Grafen Caprivi in Grünberg** in Schl. gehaltenen, bereits erwähnten **Ansprache** skizzirt. Es heißt in der betreffenden Notiz:

Der Reichskanzler wurde bei seiner Ankunft durch die Behörden, die Landwehrofiziere und Kriegervereine begrüßt, und erwiderte auf die Ansprache des Vorsitzenden der letzteren, Fabrikbesitzer Hauptmann Beuchelt, etwa Folgendes: Es sei ein schönes Zeichen für eine Armee, wenn ihre alten Soldaten gerne der Zeit gedächten, die sie in der Truppe verlebt. Sie würden von da das Bewußtsein mitgenommen haben, was es wert sei, und am meisten in schwierigen Lagen, einen Befehlshaber zu haben, dem man mit Vertrauen folge. Das sei stets ebenso im preußischen Staate gewesen, der sich unter schwierigen Verhältnissen, dank seinen Königen, zu Deutschland entwickelt habe. Daran schloß sich ein Hoch auf Seine Majestät den Kaiser.

Unsere Vermutung, daß der Reichskanzler schwerlich gesagt haben werde, Deutschland sei groß geworden, weil nur Einer zu befehlen habe, bestätigt sich demnach. Aber auch so, wie die Ansprache jetzt auszugsweise wiedergegeben wird, darf sie nicht ohne Widerspruch hingenommen werden. Es ist absolut nicht richtig, daß sich Preußen „dank seinen Königen" zu Deutschland entwickelt habe; mindestens ist diese Behauptung unvollständig und vermöge dieser Unvollständigkeit geeignet, die historische Wahrheit zu kurz kommen zu lassen. Preußen hat Könige gehabt, über deren Taten die Geschichte anders urteilt, als Graf Caprivi. Dies im Einzelnen zu erörtern — es sei nur an Friedrich Wilhelm II. (1786—97) erinnert — wäre eine sehr unerquickliche Aufgabe. Entscheidende Schlachten, die den Ländererwuchs bedingten, haben Angehörige des preußischen Volkes siegreich durchgeführt; auch der Anteil des Volkes an den friedlichen Errungenschaften der Kultur war größer, als es je das Verdienst der preußischen Könige gewesen ist. Wir sehen nicht ein, warum sich das preußische Volk zu Gunsten seiner Könige seinen Ruhm, durch seine eigene Tüchtigkeit in der Welt etwas geleistet und es zu etwas gebracht zu haben, schmälern lassen soll, und werden um der historischen Wahrheit willen allemal Widerspruch erheben, wenn wir der Legende begegnen, als habe die Dynastie Alles, das Volk aber nichts geleistet.

Vom Reichsgesundheitsamt. Im Dezember 1884 wandte sich der Verein für Feuerbestattung hierselbst an das Kaiserliche Reichs-Gesundheitsamt mit der Bitte um geneigte Aeußerung, „ob vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege gegen die Einführung der fakultativen Feuerbestattung irgend welche Bedenken vorliegen könnten." Der im Januar 1885 erfolgte Bescheid lautete dahin, daß das Kaiserliche Reichs-Gesundheitsamt nicht in der Lage sei, das gewünschte Gutachten über diese Frage zu erteilen. Da die Wünsche um Einführung der fakultativen Feuerbestattung seitens der Bevölkerung immer dringender geworden, die Mitgliederzahl jenes Vereins nunmehr auf über 1400 gestiegen ist und in mehreren Städten Deutschlands (Gotha, Hamburg, Heidelberg und Offenbach a. M.) bereits Krematorien in Betrieb sind, dürfte es geraten sein, beim königlichen Ministerium des Innern wegen Erlaß einer Verordnung bezüglich der Einführung der fakultativen Feuerbestattung auch in Preußen vorstellig zu werden. Zur Motivirung der Nützlichkeitsgründe bei der Eingabe an letztere Behörde richtete der Verein für Feuerbestattung zu Berlin an das kaiserliche Reichsgesundheitsamt daher abermals die Bitte, ein Gutachten vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege über die angeregte Frage geneigtest abzugeben.

Hierauf ging an den Stadtverordneten Matterne folgendes Antwortschreiben ein:

Berlin, 27. August 1892. Dem Verein für Feuerbestattung teile ich auf die gefällige Zuschrift vom 23. d. M. ergebenst mit, daß es außerhalb der Aufgaben des kaiserlichen Gesundheitsamtes liegt, auf Ansuchen von Privatpersonen technische Gutachten abzugeben. Es hat daher den in dieser Hinsicht an das Gesundheitsamt herangetretenen Wünschen bisher grundsätzlich nicht entsprochen werden können. In der von Ihnen zur Sprache gebrachten Angelegenheit von jenem Grundsatze abzuweichen, liegt nach Inhalt Ihrer Zuschrift ein ausreichender Anlaß nicht vor. Ich muß es daher ablehnen, Ihrem Antrage eine Folge zu geben.

Der Direktor des kaiserlichen Gesundheitsamtes.
Köhler.

Der Fortschritt, den das Reichsgesundheitsamt vom Jahre 1885 bis jetzt gemacht hat, ist unverkennbar. Damals lehnte es die Bitte um ein Gutachten kurzweg ab, heute motivirt es bereits seine Ablehnung. Zu abermals 7 Jahren geht es vielleicht wieder einen Riesenschritt vorwärts und verspricht, der Frage ausnahmsweise nähertreten zu wollen. Im Uebrigen, glauben wir, kann der Verein für Feuerbestattung auf das Gutachten des Reichsgesundheitsamts in der ihn bewegenden Frage getrost verzichten. Die Leichenverbrennung, so sehr sie von ärztlicher Seite als hygienischer Fortschritt unempfohlen wird, erfreut sich nicht der Zustimmung der maßgebenden Instanzen hier zu Lande, wo der Einfluß der Frommen mächtig ist, die bekanntlich in der Feuerbestattung einen „heidnischen" Brauch verabscheuen. Es wird der emsigen Arbeit vielleicht einer ganzen Generation bedürfen, ehe bei uns mit alten Vorurteilen alte Sitten begraben werden. Auch das schöne Gutachten des Reichsgesundheitsamts würde der Feuerbestattung nicht im Mindesten Vorschub leisten, so lange in die Entscheidung über derartige Kulturfragen noch die Kirche hineinreden darf.

Die Königin-Regentin hat heute die **Generalstaaten der Niederlande** mit einer Thronrede eröffnet, in welcher dieselbe betont, daß die Beziehungen zum Auslande die freundschaftlichsten seien; die Ernte sei eine gute gewesen, der Stand der Landwirtschaft ein günstiger, der Stand des Handels, der Schifffahrt und der Industrie ein mittelmäßiger und die sanitäre Lage eine zufriedenstellende. Die asiatische

---

Nachdruck verboten.

13)

Gesühnt.

Roman von Henry Greville.

(Fortsetzung.)

Im höchsten Grade erregt, doch wohl fühlend, daß Alles, was er tun könnte, die Situation nur verschlimmern müßte, setzte sich Heinrich irgendwo nieder und begann mit Jemandem zu plaudern. Seine Gegenwart zügelte die losen Zungen, und erst als sich verschiedene Personen entfernt hatten, konnte er ihnen folgen, ohne Aufsehen zu erregen.

Daheim angelangt, fand er die lakonischen Zeilen vor:

„Kommen Sie sofort zu mir; ich muß unbedingt mit Ihnen sprechen.

K. Villeroy."

Ohne Zögern leistete er der Aufforderung Folge. In der absonderlichen Situation, in die er durch dies Verhältniß geraten, vermochte ihn nichts mehr in Erstaunen zu versetzen, weder etwas Unerwartetes noch Beleidigendes.

Klotilde war sehr erregt, so erregt sie eben überhaupt sein konnte.

„Heinrich," begann sie ohne jede Einleitung, als er in das Zimmer getreten war, „erklären Sie mir, was vorgeht. Jemand hat gesprochen; Ihr Vater gewiß nicht, ich ebenso wenig, und Villeroy auch nicht; es kann daher Niemand anderer sein, als Sie!"

Ihre Stimme klang kurz und herrisch, ihre Geberde war dabei befehlend und ihr Auge blickte hart, und es wurde Heinrich klar, daß er, abgesehen von der Ungerechtigkeit dieser Beschuldigung, die zweite Frau, die sein Vater zu heiraten im Begriffe war, niemals lieben werde. Sein ganzes hochherziges Wesen bäumte sich auf gegen die Verdächtigung.

„Ich habe nichts gesprochen, gnädige Frau," erwiderte er nicht ohne Bitterkeit. „Es liegt ebenso in meinem als auch in Ihrem Interesse, absolutes Stillschweigen zu beobachten, und bin ich kein Kind mehr, um mir unüberlegte Worte entschlüpfen zu lassen."

Klotilde blickte ihn fest an, um sich zu überzeugen, ob er die Wahrheit spreche, und er erwiderte ihren Blick mit derselben Festigkeit.

„Jemand hat gesprochen," nahm sie von Neuem auf, indem sie mit einer Bewegung des Zornes den Kopf abwendete. „All' unsere Vorsichtsmaßregeln sind ohnmächtig gemacht, das beweist mir das Benehmen dieser schamlosen Frau . . . Doch wer? Das müssen wir ohne Zeitverlust in Erfahrung bringen. Philipp vielleicht?"

„O nein, der nicht, für den bürge ich . . . . oder glaube wenigstens für ihn bürgen zu können."

„Also, wer denn?"

„Ihre Dienerschaft," erwiderte er beinahe brutal. „Alle Anderen hatten ein Interesse daran, zu schweigen."

Klotilde schien völlig bestürzt zu sein.

„Wie hätte die es erraten können?" fragte sie, sichtlich bemüht, gegen den Augenschein anzukämpfen.

„Ich merkte es an der Miene Ihres Bedienten, als er mir an demselben Abend die Tür öffnete; dieselbe war geradezu frech. Als ich mir später seine Miene vergegenwärtigte, schien es mir, als hätte mich Jemand geohrfeigt."

„Morgen jage ich ihn davon," sprach Klotilde zwischen den Zähnen.

„Dies würde die Sache nur noch verschlimmern. Ich bitte Sie, gnädige Frau, unternehmen Sie gar nichts, ohne sich vorher zu beratschlagen."

„Und mit wem denn?" fragte sie hochfahrend.

„Mit meinem Vater" erwiderte er gesenkten Hauptes.

Der unverbesserliche Hochmut, die törichte Selbstüberhebung dieser Frau erschienen ihm jetzt zum ersten Male. Und die Ehre seines Vaters sollte in diese Hände gelegt werden, gleich wie die Ehre Villeroy's, der gute Ruf Madeleine's denselben anvertraut worden war!

„Der Rat ist nicht schlecht," bemerkte Klotilde mit einem halben Lächeln; die Antwort des jungen Mannes hatte sie entwaffnet.

„Doch bitte ich Sie um des Himmels willen, gnädige Frau," sprach er, unhäufig, sich länger zu beherrschen; „wenn Sie schon daran festhalten, die Gesellschaft aufzusuchen, und weiß Gott, es wäre klüger, wenn Sie darauf verzichten wollten, so nehmen Sie wenigstens Madeleine nicht mit sich!"

Sie betrachtete den Anmaßenden mit einem langen forschenden Blick.

„Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?" forschte sie mit möglichst gezwungenheitem Ausdruck.

„Weil . . . weil ihr dadurch ein Unrecht zugefügt wird, weil man sie in Dinge eingeweiht wähnt, die ihr unbekannt bleiben müssen, weil . . . nun ja, weil dies ungerecht ist, nachdem sie sich nichts zu Schulden kommen ließ . . ."

„Ei, junger Mann, wessen nehmen Sie sich da an? Es scheint mir, daß Sie sich in Dinge mengen, die Sie nicht kümmern!"

„Dieselben kümmern mich allerdings, meine Gnädige!" erwiderte er mit fester Stimme, indem er einen Schritt näher trat.

Sie wollte eine kurze, abweisende Antwort geben, doch erriet sie seine Worte, noch bevor er zu sprechen begonnen, und schwieg daher.

„Ich liebe Madeleine, will sie zu meiner Frau nehmen und kann nicht zugeben, daß sie Beleidigungen ausgesetzt werde . . ."

„Sie haben eine absonderliche Manier, um die Hand junger Mädchen anzuhalten, mein Freund," sprach sie mit schneidendem Spott. „Indessen muß man es einem verliebten jungen Manne zugute halten, wenn er den Kopf verliert."

„Gnädige Frau," sagte Heinrich, sich ermannend, „ich bitte Sie um Verzeihung. Meine Worte waren vielleicht etwas anmaßend, doch ist es darum nicht weniger wahr, daß ich Madeleine liebe und mit ihr leide, wenn ich sie leiden sehe; unmöglich kann ihr die Beleidigung von heute Abends entgangen sein . . ."

„Meine Tochter hat dieselbe nicht wahrgenommen," unterbrach ihn Klotilde lebhaft; „sie liebt ihre Mutter und achtet sie und wird sich niemals erlauben, sie durch mißliebige Bemerkungen oder Voraussetzungen zu beleidigen."

„Aber ich, gnädige Frau? Ich leide darunter, selbst wenn sie vielleicht nichts fühlt und nichts bemerkt! Dafür aber sehe und bemerke ich alles."

„Sie brauchen eben nichts zu sehen," bemerkte Klotilde weise. „Niemand kann sie zwingen, etwas Ihnen Mißliebiges zu sehen, wenn Sie selbst nicht wollen. Uebrigens wird Ihr Vater bald heimkehren und diesem Mißverständnisse ein Ende machen."

Heinrich stutzte; das Wort „Mißverständniß" schuf eine ganz neue und dem Anscheine nach unangreifbare Situation. Sein kecker Mut hatte noch nicht gelernt, mit derartigen Schwierigkeiten zu kämpfen.

„Also Sie lieben meine Tochter?" nahm Klotilde von Neuem auf, indem sie sich setzte und Heinrich ein Zeichen machte, damit er sich gleichfalls setze. „Sonderbar! Hieran hätte ich niemals gedacht. Sie ist ja noch ein solches Kind."

Er blieb aufrecht vor ihr stehen, trotz ihrer wiederholten Aufforderung, sich zu setzen, und neigte nur schweigend das Haupt.

„Mir erscheint das so eigentümlich! Ich hatte keine Absicht, Madeleine so jung zu verheiraten, ich heiratete in ihrem Alter und die Sache schling fehl. Doch wenn sie Sie liebt — Liebt sie Sie wenigstens?"

„Ich habe mir noch nicht erlaubt, sie darnach zu fragen," erwiderte Heinrich mit leiser Stimme.

Die Fragen der Frau Villeroy erfüllten ihn mit einer Art von Scham. Lieber hätte er seine Liebe auf offenem Marktplatze verkündet, als dieselbe von dieser Frau verhandelt zu wissen, die dennoch binnen Kurzem die Gattin seines Vaters werden sollte.

„Ach so!" machte Klotilde ironisch.

Sie blickte ihn neugierig an und öffnete dann den Mund, um in ihren Fragen fortzufahren; er kam ihr indessen zuvor, indem er ihr eine tadellose Verbeugung machte.

*) Neu eintretenden Abonnenten wird der Anfang dieses Romans auf Wunsch von der Expedition der „Volks-Zeitung" gratis nachgeliefert